

Autorität und Autonomie

von
Richard Raatzsch

1. Auflage

mentis 2007

Verlag C.H. Beck im Internet:
www.beck.de
ISBN 978 3 89785 533 5

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

VORWORT

In dem Folgenden unternehme ich den Versuch der Rettung einer Reihe von Phänomenen. Die Phänomene sind vermeintlich moralische; ihre Rettung soll darin bestehen, das Vermeintliche als das Wirkliche zu erweisen.

Vermeintlich moralisch sind die fraglichen Phänomene auf den ersten Blick, ohne weitere Überlegung, intuitiv, nach den Standards des Gesunden Menschenverstandes oder wie immer man es nennen mag. Was auf den ersten Blick, ohne weitere Überlegung usw. so und so ist, kann sich auf den zweiten Blick, nach eingehender Betrachtung usw. als anders erweisen. Ich werde zu zeigen versuchen, dass auch die Reflexion auf sie den hier betrachteten Phänomenen nicht jene Eigenschaft, um es so zu nennen, nimmt, die sie dem Gesunden Menschenverstand zufolge haben. Das macht die Untersuchung dann nicht zu einer Apologie der Intuition oder des Gesunden Menschenverstandes, wenn diese sich durch die Abwesenheit von Reflexion auszeichnen. Wer einen Satz beweist, den ein anderer einfach so glaubt, rechtfertigt das Geglaubte und nicht die Art des Glaubens, vorausgesetzt, bei Intuition und Gesundem Menschenverstand handelt es sich überhaupt um ein Glauben.

Die Eigenschaft, um die es geht, kommt den Phänomenen nicht zusätzlich zu dem zu, was sie sind, so dass sie ihnen auch nicht zukommen könnte, wie ein Blatt eines Baumes sowohl grün als auch rot gefärbt sein kann, ohne in wenigstens einem der beiden Fälle aufzuhören, ein Blatt zu sein. Sondern die fragliche Eigenschaft soll das Was der Phänomene (mit) festlegen. Sie entspräche also eher der Farbigkeit eines Blattes. Wären jene Phänomene keine moralischen, wären sie Phänomene anderer Art, wie ein Blatt aus Metall kein Blatt eines Baumes ist. Der Unterschied zwischen einem Blatt aus Metall und einem normalen Blatt ist anderer Natur als der zwischen (normalen) grünen und roten Blättern. Soweit es um das Was der Phänomene geht, und nicht um ihr Wie, sind die folgenden Überlegungen also begrifflicher Art. Da die Phänomene, um die es geht, (vermeintlich) moralische sind, betreffen die Überlegungen also auch den Begriff der Moral. Das Folgende ist insofern Moralphilosophie, kurz: Ethik.

Es wird dabei an keiner Stelle gesagt, geschweige denn definiert, was unter „Moral“ zu verstehen ist. Definitionen sind dort angebracht, wo eine Unklarheit besteht. Dass etwas unklar ist, bedeutet aber, dass man sagen kann, worin sie besteht. Was völlig unverstanden ist, ist nicht unklar, jedenfalls nicht in einem deutlichen Sinn des Ausdrucks „unklar“. Man kann zum Beispiel auf eine ganz und gar unverstandene Äußerung nicht einfach mit der Frage reagieren: „Wovon redest du eigentlich?“ Wenn man die Äußerung überhaupt nicht versteht, hat man *per definitionem* auch keinen Anhaltspunkt für die Annahme, der Sprecher, oder wie man dann wohl sagen sollte: die Geräuschquelle, rede von etwas. Wer „Hilfe!“ ruft, redet gewöhnlich

nicht von etwas; und woher will man im Fall des völlig Unverstandenen wissen, dass es, soweit es überhaupt einen Sinn hat, zum Beispiel nicht der eines Hilferufes ist? Was man gar nicht versteht, muss nicht von etwas handeln. Wer sich dennoch so ausdrücken will, verwendet „von etwas handeln“ in einer derart allgemeinen Weise, dass wieder unklar ist, wonach man fragt, wenn man fragt, wovon eine Äußerung handelt. Kurz, die Möglichkeit der Angabe einer Unklarheit beruht auf der Tatsache, dass gewisse Dinge nicht unklar sind. Diese liefern den Ausgangspunkt für das Definieren. Wenn es überhaupt möglich ist, etwas zu klären, kann nicht alles unklar sein.

Tatsächlich besteht keineswegs immer ein Bedarf nach Klärung! Oder soll man wirklich glauben, dass jemand nicht verstehen kann, wovon ein Anderer redet, wenn dieser ihn einen tapferen Mann – oder einen Hundsfott, einen Jammerlappen, einen verständnisvollen Zeitgenossen oder was auch immer – nennt, es sei denn, jener erläutere zuvor den Sinn seiner Worte?

Wo es ein Bedürfnis nach Klärung gibt, wird dieses häufig dadurch befriedigt, dass man Beispiele angibt. Daher kann, wer jemandes Rede nicht versteht, ein Verständnis einfach dadurch erlangen, dass er sich von den Beispielen, die in der Rede vorkommen, darüber belehren lässt, was in den abstrakteren Teilen der Rede gemeint ist. „Wenn das und das ein Beispiel für Tapferkeit sein soll, dann meint er mit ‚Tapferkeit‘ offensichtlich so etwas wie ...“ ist eine völlig korrekte, auf jemandes Begriffe bezogene Überlegung. (An der Leerstelle können übrigens auch wieder Beispiele auftauchen.)

Dem korrespondiert, dass die ausdrückliche Angabe von Beispielen auch eine anerkannte Methode ist, hinreichend zu klären, wovon die Rede ist. Auf die Frage, was mit „X“ gemeint sei, ist eine der am häufigsten verwendeten Formen diese: „a, b, c, auch d und was diesen ähnelt – alles das nennt man ‚X‘“. Was meint man, wenn man von Haustieren spricht? Gewöhnlich meint man so etwas wie Hunde, Katzen, Kühe, Schweine und so weiter. Ist eine Taube ein Haustier? Nun, eine Wildtaube nicht, eine Haustaube vermutlich schon, wie auch die jeweiligen Namen schon sagen. Was ist aber mit einer Wildtaube, die einem zufliegt und sich fortan wie eine Haustaube verhält? Was ist mit einem Falken, den jemand aufgezogen und an sich gewöhnt hat? Zu einem Haustier im klassischen Sinn, also in dem Sinn, in welchem ein Rehpinscher ein Haustier ist, wird ein Falke wohl nie werden. Aber ein richtig wildes Tier ist er auch nicht mehr. Viele Begriffe kommen für ihre Bestimmung nicht nur mit einer der oben angeführten Formen aus, oder zumindest einer ähnlichen, sondern viele Begriffe lassen kaum eine andere Bestimmung zu, einfach weil nicht in der Weise festgelegt ist, was noch unter sie fällt und was nicht, wie es der Fall sein müsste, damit man eine zutreffende Definition in der häufig geforderten Form geben könnte.

Soweit wir uns im Alltag entsprechend zu verhalten wissen, sollte ohnehin hinreichend klar sein, wie die verschiedenen Beispiele, die im Folgen-

den angeführt werden, zu verstehen sind. Auf diese Beispiele kommt es an. (Wir kommen auf weitere Fragen im Zusammenhang mit der Begriffsbestimmung mittels Beispielen unten noch einmal zurück, vor allem in § 15.)

Ein weiterer Punkt kommt hinzu. Anzugeben, was man unter Moral versteht, bevor man versucht, eine Reihe von Phänomenen als moralische zu erweisen, ist Dogmatismus. Die Idee, man zeige, dass ein Phänomen ein moralisches Phänomen ist, indem man zeigt, dass es unter einen vorab fixierten Begriff der Moral fällt, setzt voraus, dass man den Begriff der Moral fixieren kann, bevor man irgendwelche Phänomene betrachtet hat. Das ist in einem Sinne auch richtig, und zwar insofern, als begriffliche Untersuchungen keine sachlichen sind und man den Begriff der sachlichen Untersuchung mit dem einer Betrachtung von Phänomenen gleichsetzen kann. Aber wenn man das tut, trifft man eine Festlegung, und stellt nicht etwas fest. Wenn wir so reden, wie wir gewöhnlich reden, steht nichts dem entgegen, dass man eine begriffliche Bemerkung in die Form der Betrachtung eines Phänomens kleidet. „Wenn ich die Vielzahl der Blätter betrachte, kommt es mir seltsam vor, dass ein Blatt seinem Begriffe nach grün sein soll.“ Selbst wenn dies nur metaphorisch als begriffliche Bemerkung verstanden werden kann, so ist doch jedenfalls die folgende Bemerkung unmittelbar begrifflich: „Wenn ich mir ansehe, was wir alles ‚Blatt‘ nennen, kann der Begriff des Blattes kaum dadurch bestimmt sein, dass ein Blatt grün ist.“ Die Pointe für unser Thema lautet, dass die Phänomene, die für die Moral gerettet werden sollen, eigentlich gar nicht gerettet zu werden brauchen, wenn sie dadurch gekennzeichnet sind, „moralisch“ genannt zu werden. Und worin anders sollte es bestehen, dass sie „vermeintlich“ moralische Phänomene sind? So gesehen, kehrt sich die Beweislast eigentlich um. Damit sollte klar werden, dass, *insoweit* die Frage nach dem Was der Moral die ethische Frage schlechthin ist, auch die vorliegende Untersuchung dem Was der Moral nachgeht. Und zwar tut sie dies, *indem* sie versucht, eine Reihe wohlbekannter Phänomene zu retten. Was genau das heißt, in welchem Sinn die Phänomene doch der Rettung bedürfen, was also dafür spricht, jene Beweislast dennoch anzunehmen, wird im ersten Kapitel ausführlicher zur Sprache kommen. Klar ist jedenfalls, dass man, wenn man etwas unter einen Begriff zählt, was vorher gerade nicht unter diesen Begriff fiel, u. U. den jeweiligen Begriff verändert. (Es ist etwas schief, von der Veränderung eines Begriffs zu reden – denn es ist ja nicht mehr *dieser* Begriff, verglichen damit, dass man von der Veränderung einer Sache redet, die unter den und den Begriff fällt. Ein Blatt kann sich verändern, zum Beispiel indem es sich verfärbt. Aber könnte sich auch das Wesen eines Blattes ändern? Indem *was* geschieht?) Ein anderer Begriff bedeutet ein anderes Was. Also, für einen Begriff Phänomene zu retten, die auszuschließen vorher zu einem Begriff gehörte, ändert den Begriff, oder eben das Was. Oder es ändert das, von dem wir dachten, es sei sein Begriff.

Von der Klasse an Phänomenen unseres moralischen Lebens, für welche unsere Beispiele stehen, kann man schwerlich sagen, sie sei philosophisch gut untersucht. Fast scheint es, als sei sie in neuerer Zeit überhaupt nicht ethisch untersucht worden. Ja, weithin wird sie philosophisch nicht einmal zur Kenntnis genommen oder wenn, dann in der Weise, dass man, kaum dass man nicht anders kann, als sie zur Kenntnis zu nehmen, eben weil sie sehr verbreitet ist und ganz offen zutage liegt, sich auch schon Mühe gibt, sie zu vergessen. Insofern kann das Problem, welches mit dieser Klasse von Phänomenen für die Ethik einhergeht, nicht wesentlich, falls überhaupt, damit verbunden sein, dass es sich um eine *eng begrenzte* Gruppe von Phänomenen handelt.

Ein Wort zur Form des Folgenden. Alle Zitate, Ver- und Nachweise auf die Literatur wurden deshalb in den Anhang verbannt, weil die Beiträge anderer sehr oft mehr verdienen als nur ein „Vgl.: ...“ oder „Siehe: ...“. Ein weiterer Grund, aus dem heraus die Sekundärliteratur fast ausschließlich im Anhang zu Wort kommt, hängt mit dem vorherigen Punkt zusammen: was eine eigene Behandlung verdient, gibt mehr als nur einen oberflächlichen Anlass, die Hauptargumentation durch Betrachtung einer Nebenargumentation zu verlassen. Aber jene sollte möglichst wenig gestört werden. Das ist vermutlich dennoch nur schlecht gelungen. (Es ist jedoch auch nicht ganz klar, wann in einem solchen Fall etwas gut gelungen ist oder wie groß der Wert einer solchen Form der Argumentation wirklich ist – siehe den nächsten Absatz.)

Den Gang der Argumentation möglichst deutlich werden zu lassen, ist auch der Grund dafür, dass diese Untersuchung mit einem Ausblick endet. Beim Philosophieren stellt sich leicht jenes Gefühl ein, wenn man erkennen muss, mit wieviel Dingen, an die man zunächst überhaupt nicht gedacht hat, das Problem, welches man zu lösen sucht, zusammenhängt: Verzweiflung. In manchen Fällen ist man fast geneigt, zu sagen, alles hänge mit allem irgendwie zusammen, und zwar gerade deshalb, *weil* völlig unklar ist, was hier „alles“ und „irgendwie“ heißen sollen. Das kommt Resignation sehr nahe. Je mehr wirklich alles irgendwie mit allem zusammenhängt, und je enger die Verbindungen sind, um so willkürlicher muss jede Entscheidung darüber sein, was in den Hauptteil und was in den Ausblick gehört. (Über das Kriterium, welches hier zugrunde gelegt wurde, wird zu Anfang des Ausblicks Rechenschaft abgelegt.) Mehr noch, je stärker alles mit allem zusammenhängt, um so stärker wird jede „geradlinige“ Argumentation der Sache Gewalt antun. Das Geradlinige der Argumentation wird die Sache, indem sie sie begradigt, gerade verzerrt darstellen. Was in viele Richtungen zu Anderem führt, wird notwendig entstellt gezeichnet, wenn man beim Zeichnen nur einer dieser Richtungen folgt. Und je enger die Begriffe der Argumentation und der Geradlinigkeit zusammenhängen, um so weniger wird man

über eine Sache argumentieren können, die aus unzähligen Elementen besteht, die alle auf zahllose Weisen miteinander zusammenhängen. Das Reich der Moral scheint mir genau eine solche Sache zu sein. Das Bewusstsein über diesen Zusammenhang muss die Freude an „zügigen“ Argumentationen nicht unbedingt mildern. Aber es sollte doch ihren Preis deutlich werden lassen. Er ist sehr viel höher, als jene Freude einen so leicht glauben macht.

Eine Weise, auf der man den Problemen, die mit der Vielfalt der Dinge und ihrer Beziehungen zueinander, soweit das zwei Sachen sind, begegnen kann, besteht darin, Schwerpunkte zu setzen. Einen Schwerpunkt setzen heißt, das, was nicht der Schwerpunkt ist, gegenüber dem, was es ist, zurückzusetzen. Das mildert den Druck, den die Vielfalt der Dinge auf das Denken ausübt, indem es ihn in die Entscheidung, überhaupt einen Schwerpunkt zu setzen, lenkt. Indem er an eine bestimmte Stelle gelenkt wird, verschwindet der Druck natürlich nicht. Aber er macht sich nur an bestimmten Stellen (vollständig) bemerkbar. Eine typische Stelle, an der er sich bemerkbar macht, sind Vorworte, soweit es in ihnen darum geht, die Schwerpunktsetzung vorzunehmen und zu begründen. Es liegt auf der Hand, dass alles das, was oben über den un gelenkten Druck gesagt wurde, sich in entsprechender Form jetzt wiederholt. Es gibt, mit anderen Worten, keinen endgültigen Ausweg. Aber man kann ein ähnliches Manöver wie oben ausführen: man verweist auf andere Stellen, an denen andere Schwerpunkte gesetzt wurde, also gewöhnlich auf Texte mit anderen Themenstellungen. Im vorliegenden Fall gelten die Verweise zwei Texten, dem Buch *Reflektierter Intuitionismus* und dem Büchlein mit dem Titel *Jagoismus. Begriff und Apologie*. In beiden Büchern werden Fragen behandelt, die mit den im Folgenden erörterten eng zusammenhängen. Abgesehen von einigen Überschneidungen, sind sie aber in sich selbstständiger, als jeder Ausschnitt aus einem Ganzen es wäre, das daraus entstünde, dass man alle drei Texte zusammenwirft.

Zum Schluss möchte ich für Kritik, Hinweise oder Ermunterung in manchen ihrer jeweils verschiedenen Formen danken, und zwar: José-Maria Ariso (Madrid), Christoph Fehige und Ulla Wessels (Bayreuth), Peter Fischer und Andreas Luckner (Stuttgart), Bernard Harrison (Sussex), Frank Knetzky, Georg Meggle, Peter Heuer, Steffi Raatzsch und Henning Tegtmeier (Leipzig), Andreas Kemmerling, Ulrich Arnswald, Herrn Gessmann und Prof. J. Halfwassen (Heidelberg), Neil Gascoigne (London), Raymond Geuss (Cambridge), Katrin Meier (St. Gallen), Eike von Savigny (Bielefeld), Mark Siebel (Hamburg), Elizabeth Wolgast (Berkeley).